

Vortrag des Generalsekretärs der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS), Jürgen Reichel

Es gilt das gesprochene Wort!

**Gott will, dass allen Menschen geholfen werde
und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen
(1. Timotheus 2,4):**

Kirche weltweit im 21. Jahrhundert

Sehr geehrter Herr Synodalpräsident,
sehr geehrter Herr Kirchenpräsident,
Hohe Synode,
liebe Schwestern und Brüder,

der Ökumenische Rat der Kirchen hat in seiner 10. Vollversammlung in Busan, die eben zu Ende gegangen ist, das Papier „Gemeinsam für das Leben: Mission und Evangelisation in sich wandelnden Kontexten“, seine sogenannte „Missionserklärung“ bestätigt. Der ÖRK bekräftigt darin, dass „Dialog und Zusammenarbeit für das Leben integraler Bestandteil von Mission und Evangelisation sind. Angesichts der Herausforderungen des 21. Jahrhunderts fragen wir uns als Kirchen, wie wir unseren weltweiten Auftrag am besten ausfüllen. Ich nenne hier nur: die Säkularisierung, die längst auch außerhalb Europas um sich greift, und das Anwachsen fundamentalistischer Tendenzen - übrigens auch im Christentum. Beides, Säkularisierung und Fundamentalismus, führt paradoxerweise oft zum Ergebnis, dass man versucht, Religion aus der öffentlichen Sphäre zu verdrängen: Weil säkulare und fundamentalistische Lobbyisten so heftig aufeinander reagieren, geraten wir als fromme, aber welt-offene Kirchen leicht unter die Räder.

Sie haben sich als evangelische Landeskirche, wie andere Landeskirchen in Deutschland auch, den internationalen Herausforderungen längst gestellt: Sie sind seit 200 Jahren über die Mission eng verwoben mit Ländern, Kulturen und Kirchen in vielen Teilen der Welt. Sie haben die lebenspraktische Seite der Mission, den Einsatz für die Lebensbedingungen der Menschen anderswo, immer mit im Blick gehabt und engagieren sich deshalb heute zusätzlich im Bereich „Entwicklung“. „Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“ –mit dem Blick auf „alle“ hat die Reise der neuzeitlichen Mission und der Entwicklungsarbeit begonnen. Sie sind als Kirche – dem Auftrag Christi folgend- damit längst zu „globalen *playern*“ geworden, wie man das heute nennt.

1. Mission und Entwicklung – Herausforderungen

Wenn wir über die Herausforderungen nachdenken, die Mission und Entwicklung für eine Landeskirche darstellen, möchte ich mit den Herausforderungen beginnen, die wir als Kirchen in ganz Deutschland haben.

a) Mission und Entwicklung haben Akzeptanzprobleme

„Mission“ hat einen Vorsprung; der Begriff Mission, für das „Bemühen, Ungetaufte für das Christentum zu gewinnen“ ist erst seit dem 16. Jahrhundert im Gebrauch (TRE 23, S. 18). „Missionsgesellschaften“, deren Träger im katholischen Bereich oft Orden, bei uns Evangelischen ursprünglich die Bürger und Bürgerinnen, Handwerker und Bauern waren – nicht etwa die Kirchenleitungen – sind eine recht junge Erscheinung; die Herrnhuter in der Mitte des 18. Jahrhunderts bildeten auf dem

Festland die Vorhut, erst 1815 folgten die Basler. Seither blühte die Mission – im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert in Europa und den USA und mittlerweile in unzähligen kirchlichen Landschaften weltweit auf. Allein die Basler Mission entsandte in ihrer Geschichte über 3.500 Missionare.

„Mission“ hat im deutschen Sprachgebrauch aber einen negativen Beiklang erhalten. Im weltlichen Sinn wird „Mission“ heute gerne eingesetzt, um z.B. eine Unternehmungsphilosophie kurz zusammen zu fassen („mission / vision“) oder um anzudeuten, dass eine Aufgabe besonderen Einsatz erfordert. („mission impossible“). Den Christen verübelt man dagegen heute weitgehend, dass sie missionarisch tätig waren und sind. Die eher liberalen Christen selbst rücken von Mission ab und überlassen das Feld den Evangelikalen. In Bayern z.B. gab es erhebliche Auseinandersetzungen, ob das ehemalige Missionswerk in Neuendettelsau noch so heißen soll; man hat das jetzt mit einer sprachlichen Kurve gelöst: Der neue Name „Mission EineWelt“ baut die Brücke zum säkularen Begriff „Mission“. Auch die EMS hat sich in „Evangelische Mission in Solidarität“ umbenannt, spielt bewusst mit den Anklängen an den säkularen Missionsbegriff und hebt als „Mission in Solidarität“ hervor, dass sie für andere nützlich ist.

„Entwicklung“ entnahm man dem Bereich der Biologie: Die Entwicklung der Pflanzen ist schon im Keimen angelegt. Ab dem 18. Jahrhundert nahm man fest an, dass das Licht der Vernunft die Ordnung der gesellschaftlichen Zustände in eine quasi von der Natur vorgegebenen Richtung befördern kann. „Entwicklung“ konnte man auch wunderbar ins Technische und Ökonomische übertragen: Naturwissenschaften und Wirtschaft folgen einer inhärenten Logik, die, wenn sie erst rationell angewandt wird, das gewünschte Ergebnis, die Verbesserung der Produktion, das Wachsen der Wirtschaft und die Steigerung der Wohlfahrt mit sich bringen.

„Entwicklung“ trat in gewisser Weise zum bislang bestimmenden christlichen Weltbild in Konkurrenz, demzufolge die Welt in einer Zwischenzeit existiert, bis Gott – nach apokalyptischen Ereignissen – seine Herrschaft heraufführt. Der Gedanke, dass Menschen die Welt stetig verbessern und dabei einer inneren notwendigen Ordnung folgen, steht bei näherer Betrachtung quer zur christlichen Grundannahme, dass Menschen in ihrem Tun scheitern, und, je höher sie hinaus wollen – siehe den Turmbau zu Babel – sich am weitesten von Gott entfernen.

Die heutige Krise der Entwicklung löst aber nicht das theologische Grundsatzproblem aus. Es sind die Entwicklungsexperten selber, die uns vorrechnen, dass Wirtschaftswachstum, Verbrauch von Bodenschätzen, Landnutzung, Befischung der Meere und die Erzeugung von klimaschädlichen Gasen so nicht gesteigert werden kann. Die Sorge, dass „Entwicklung“ wie wir sie in Europa und den USA seit ein paar Generationen vorangetrieben haben, geradewegs in den ökologischen Abgrund führen könnte, wächst. Man geht in letzter Zeit vorsichtig dazu über, von „Entwicklung“ als „nachhaltiger Entwicklung“ zu sprechen, ohne dass wir wüssten, ob das am Ende aufgeht oder nur ein terminologisches Beruhigungsmittel ist.

- *Landeskirchlich orientierte evangelische Christen machen gern einen Bogen um die „Mission“.*
 - *Beim Ausflug in die Entwicklung aber droht derzeit ein noch größerer Katzenjammer.*
- b) Viele Akteure von Mission und Entwicklung setzen sich anspruchsvolle Ziele. Sie neigen dann auch zu Rigorismus und Ausschließlichkeit**

Beide Konzepte leben vom Optimismus, in einem zielorientierten und dynamischen Prozess das Ende eines unerwünschten Zustandes herbeizuführen:

Einer der gravierenden Unterschiede zwischen unseren weltweiten Partnern oder, wenn es um die EMS geht, zwischen den deutschen und den überseeischen Mitgliedern, ist der Zweifel an den deutschen Missionszielen. Ich komme später noch darauf zu sprechen, was heute ein gemeinsames Verständnis von „Mission“ ausmacht, aber jenseits aller Formulierungen ist offensichtlich: Die Kirchen in Ghana, Korea oder Indonesien halten uns missionarisch – evangelistisch für erschöpft. „Sie kommen

aus dieser Kirche, wo am Sonntag die Gottesdienste leer sind und in den Gottesdiensten Gottes Geist nicht spürbar ist“, sprach mich im Sommer völlig unvermittelt ein alter Mann im Inneren Ghanas an, wo ich eine der alten Basler Missionskirchen besichtigt habe. Das gehört inzwischen zum Allgemeinwissen vieler evangelischer Christen im sogenannten Süden: „Der Geist Gottes wirkt bei uns, nicht mehr bei den Europäern. Unsere ehemaligen Lehrmeister haben uns spirituell und missionarisch nicht mehr viel zu sagen.“ Die Kirchen im Süden reden von „Wachstum“ und meinen das auch numerisch. Sie beobachten besorgt, wie wir das Schrumpfen hinnehmen.

Die alten – und nicht wenige der neuzeitigen – Missionsverständnisse rechnen fest damit, dass der Zustand eintritt, dass alle Menschen sich zu Christus bekehrt haben, zumindest aber, dass die Zahl der Glaubenden wächst. Ein Hauptschlagwort der ersten Weltmissionskonferenz in Edinburgh 1910 ist die „Evangelisation der Welt in dieser Generation“ gewesen.

Ich habe in Indonesien Kreise angetroffen, die felsenfest davon ausgehen, dass die 200 Millionen Muslime in ihrem Land zur Taufe geführt werden sollen. Manche Misstrauenshaltung von Muslimen hat ihre Ursache in solchen Erfahrungen; sie treffen auf höchst sendungsbewusste Christen, die sie vermuten lassen, dass es groß angelegte geheime christliche Strategien gegen den Islam gebe. Im Norden Nigerias verhindern viele muslimische Eltern, dass ihre Kinder gegen Polio geimpft werden – die Krankheit breitet sich dort wieder aus -, weil muslimische Scheichs sie gewarnt haben, dass diese Impfung ihre Kinder in Wahrheit unfruchtbar machen soll: Sie sehen in den Impfaktionen die Christen aus dem Süden ihres Landes am Werk, die das Wachstum der muslimischen Bevölkerung stoppen wollen. Ähnliche absurde Verschwörungstheorien gehen auch unter Christen um – in Indonesien, dem Nahen Osten, in Teilen Afrikas, wo man Islamisierungskampagnen beobachtet und vollmundige Ankündigungen von muslimischer Seite zur Islamisierung des jeweiligen Landes hört. Mission kann also Ängste auslösen.

- *Die Koppelung Mission = Wachstum der Kirche (der Umma oder ...) kann also Ängste auslösen.*

Die ursprünglichen Entwicklungsvorstellungen sind um keinen Deut bescheidener. Es ist heute kaum mehr zu glauben, wie ausrechenbar viele „Experten“ nach dem 2. Weltkrieg die Welt hielten. Man glaubte ganz entschieden, dass in „Entwicklungsdekaden“ alle Länder ungefähr die Entwicklungsstufen nehmen würden, die man aus Europa kannte. Industrialisierung, Technologietransfer und Grüne Revolution in der Landwirtschaft galten als Entwicklungserregenschaften schlechthin. Die reicheren Länder verpflichteten sich dazu, „Entwicklungshilfe“ zu leisten, wozu beachtliche Finanztransfers gehörten. Bis heute gibt es das sogenannte 0,7% -Ziel: Mit 1,0% des BSP der reichen Länder, so rechnete man aus, müsste genug Anreizfinanzierung gegeben sein, damit die ärmeren Länder im kürzeren Zeit ihren eigenen Wirtschaftsaufschwung hinbekämen. 0,3% - so unterstellte man – käme durch Investitionen aus dem Norden, 0,7% sollten die staatlichen Partner leisten. Dieses 1,0% - Ziel selbst, daran sei hier erinnert, ist nach dem 2. Weltkrieg beim Weltkirchenrat formuliert worden, der damals noch einen viel direkteren Zugang zu den Vereinten Nationen pflegte.

Die positive, etwas mechanische und vor allem geberorientierte Sichtweise hat die Entwicklungszusammenarbeit - staatlich wie kirchlich – nie ganz überwunden, trotz aller Beteuerungen von „*countries on the driver's seat*“, „Partnerschaft auf Augenhöhe“ und dergleichen. Allein die Tatsache, dass der eine Partner Gelder – in nicht unbeträchtlicher Höhe, was den Staat betrifft – zur Verfügung stellt, sorgt dafür, dass die Bedingungen (Konditionalitäten) der Geber entscheidend sind. Keine Regierung zahlt in eine Blackbox ein. Sie und ich als Bürger dieses Landes, deren Steuern (oder Kirchensteuern) in diese Maßnahmen gehen, wollen wissen, ob diese Mittel „richtig“ verwendet werden.

- *Entwicklungszusammenarbeit bedeutet auch: Druck auf die Empfänger.*

c) Beide Konzepte – Mission und Entwicklung - sind auf dem Hintergrund einer Aufteilung der Welt durch die „christlichen“ Mächte Europas und Nordamerikas entstanden.

Die Mission musste sich frühzeitig damit auseinandersetzen, dass sie sich in Gebieten bewegte, wo Europäer das Sagen hatten. Ein berühmtes Beispiel ist der spanische Dominikanermönch Las Casas, der im 16. Jahrhundert als Bischof von Chiapa in México wirkte. Er war so erschüttert von der Brutalität der spanischen Eroberer, dass er – was ein lebensgefährliches Unternehmen war – zum spanischen König Karl I, dem deutschen Kaiser Karl V, durchdrang und dort seine erschütternden Berichte aus der Neuen Welt vortrug. „Mit welchem Recht und welcher Gerechtigkeit haltet ihr diese Indios in einer so grausamen und schrecklichen Knechtschaft? Mit welcher Befugnis habt ihr diese Völker blutig bekriegt, die ruhig und friedlich in ihren Ländern lebten, habt sie in ungezählter Menge gemartert und gemordet? Ihr unterdrückt sie und plagt sie, ohne ihnen zu essen zu geben und sie in ihren Krankheiten zu heilen, die über sie kommen durch die maßlose Arbeit, die ihr ihnen auferlegt, und sie sterben – oder besser gesagt: ihr tötet sie, um Tag für Tag Gold zu gewinnen.“ Eine der paradoxen Folgen war im Übrigen, dass die Spanier den Sklavenhandel aus Afrika beförderten, weil man annahm, dass die afrikanische Bevölkerung den mörderischen Lebensbedingungen in Bergwerken oder auf den Plantagen besser gewachsen sei als die „Indianer“, die man als schwächlich und wenig zur körperlichen Arbeit geeignet beschrieb.

Die Mission musste sich zwischen den Grundüberzeugungen des kolonialistischen Europa und den Kulturen, mit denen sie zu tun bekam bewegen und war darauf theologisch ungenügend vorbereitet. Ich zitiere ein Beispiel aus der Basler Mission in Ghana: „Ein schwarzafrikanischer christlicher Katechet, der selbst Sklaven besaß, gab dem weißen Missionar der Basler Mission zu Protokoll, u.a. zu bedenken, dass er seine Familie nicht erhalten könne, wenn er nicht sein Land bebaue; das Land aber könne er nicht ohne Sklaven bebauen. Wenn man ihm aus der Bibel beweisen könne, dass Landbau Sünde sei, so wolle er indes davon ablassen. Überdies gehörten die meisten Sklaven ihm nicht persönlich, sondern es handele sich um Familiensklaven, und aus dem gemeinschaftlichen Familienbesitz könne nicht ein einzelnes Mitglied seinen individuellen Anteil veräußern. Dieses Beispiel zeigt sehr schön, dass die Sklavenemanzipation nicht einfach durch einen juristischen Federstrich erfolgen konnte, mittels dessen für frei erklärt wurde, wer unmittelbar zuvor noch Sklave gewesen war, und dass auch mit dem Freikauf eines Sklaven die wirkliche Emanzipation lediglich beginnen konnte. Sehr oft erwartete man von den ehemaligen Sklaven, dass sie im Anschluss an die formalrechtliche Freilassung ihrerseits sich zu regelmäßiger Arbeit verpflichteten, bis die Kosten für ihren Freikauf erstattet waren. Der Basler Missionsinspektor Josenhans, der ein radikales Sklavereiverbot in der Basler Mission durchzusetzen versuchte, plädierte gleichzeitig gelegentlich dafür, Sklavenkinder für einige Taler freizukaufen, um auf diese Weise „Zöglinge“ für die Missionsstationen zu gewinnen, wobei vertraglich festgesetzt werden sollte, dass die Kinder bis zu einem bestimmten Alter in der Anstalt bleiben müssten und auch nicht von Verwandten dort weggeholt werden dürften.“ (Ethik der Menschenrechte, Hrsg. Hans-Richard Reuter, Seite 164 ff)

Die neuzeitliche Mission ging also in fast allen Ländern mit der Expansion der europäischen Länder einher. Sie war zwar eine ganz eigene Bewegung, mitunter sogar unerwünscht von den „christlichen“ Kolonialmächten, und immer wieder in heftigem Streit mit diesen, vor allem, wenn Seelsorger Partei für ihre Gemeinden ergriffen, aber oft genug auch durchdrungen von europäischem Sendungsbewusstsein.

„Entwicklung“ wiederum wurde das Gebot der Stunde, als der 2. Weltkrieg vorbei war, und zuerst Europa in Trümmern lag und sich seit dem Ende der 50er Jahre zwei Supermächte, die USA und die UdSSR, um Einfluss auf die vielen neuen Staaten stritten. Es war der vormalige US-Verteidigungsminister und spätere Präsident der Weltbank, Robert McNamara, der ganz offen aussprach, dass der Westen die hilfsbedürftigen Länder in Afrika, Asien und Lateinamerika nicht der UdSSR überlassen dürfe. Der Westen wollte mit „Entwicklungshilfe“ trumpfen. In der Tat weiß man heute, wie einzelne Regierungen, die der Zentralafrikanischen Republik, des Kongo oder der Elfen-

beinküste z.B. jahrzehntelang direkt von den ehemaligen Kolonialmächten subventioniert wurden, damit sie sich nicht dem „Ostblock“ in den Schoß würfen, wie das etwa Mosambik, Angola und Äthiopien oder Vietnam, Laos und Kambodscha eine Zeitlang taten.

Mit dem Ende des kalten Krieges 1989 wich tatsächlich die sehr zweifelhafte politische Instrumentalisierung der sogenannten Entwicklungsländer dem Versuch, weltweite Entwicklungsziele zu formulieren. Die „*Millennium Development Goals*“ aus dem Jahr 2000 aben fast alle Mitglieder der Vereinten Nationen mit getragen. Neue „*Sustainable Development Goals*“ sind im Entstehen.

Die protestantischen Kirchen in Europa – vor allem in Skandinavien, dem Vereinigten Königreich, den Niederlanden, der Schweiz und Deutschland - haben „Entwicklung“ als eigenes Tätigkeitsfeld entdeckt. Sie schlossen im Allgemeinen nahtlos an die Missionsbeziehungen an und bauten an Programme der Mission an, die es seit dem 19. Jahrhundert gab: das christliche Schulwesen, die medizinische Versorgung, die Verbesserung der Landwirtschaft. Es stellte sich nach 1959 schnell heraus, dass die Bevölkerung –auch die Gemeinden- für humanitäre Zwecke viel freigiebiger spendete als für „missionarische“. Christlich orientierte Hilfswerke wie Brot für die Welt, Misereor, die Kindernothilfe, Caritas Internationalis, Plan, World Vision ... und andere wie die Welthungerhilfe und terre des hommes, entstanden. Gerade in den eher protestantisch geprägten Ländern (Skandinavien, Vereinigtes Königreich, Niederlande, Deutschland, Schweiz) begannen Regierungen ab den 60er Jahren, den Kirchen staatliche Mittel zukommen zu lassen. Sie anerkannten damit, dass seit den Zeiten der ersten Mission die Christen eine Zusammenarbeit pflegten, die sozial ausgerichtet war, grundsätzlich Allen, auch den Nichtchristen, offen stand, direkt an der Basis ankam und als weniger korrumpiert galt als die staatliche Zusammenarbeit.

Dennoch: wer bei einem der Hilfswerke arbeitet, bekommt das Nachgrollen der Empfänger mit. Viele Kirchen – und Nichtregierungsorganisationen – im Süden betrachten diese Unterstützungen als nicht ausreichende Kompensation dafür, dass die Europäer ihrem gesellschaftlichen Aufbau geschadet haben. Bei den Weltklimakonferenzen wie jetzt in Warschau wird das ganz deutlich: „Wir, der Süden,“ so hört man es bei den Vereinten Nationen wie beim ÖRK, „haben zu den Klimaveränderungen bisher nur marginal beigetragen, sind aber jetzt schon die Meistgeschädigten, nachdem wir gerade dabei sind, die Folgen der Kolonialpolitik zu überwinden. Wir verlangen Klimagerechtigkeit“ – kommt für die Schäden und die Anpassungsmaßnahmen auf.“

- *„Mission“ im neuzeitlichen Sinn ist in einer komplizierten und oft spannungsreichen Wechselwirkung zum europäischen Kolonialismus entstanden.*
- *„Entwicklung“ ist, obwohl immer mehr von der Verantwortung der sogenannten „Entwicklungsländer“ die Rede ist, nicht weniger Kind der europäisch- US-amerikanischen Geistesgeschichte und Politik.*

2. Theologische Grundlegungen und Mission und Entwicklung im 21. Jahrhundert

Wo befinden wir uns angesichts dieser Herausforderungen heute?

a) Akzeptanzprobleme führen zum Überdenken der Ansätze

Mission betont ihre „Ganzheitlichkeit“.

Sie werden in alten Missionstexten finden, dass „Seelen für Christus“ gewonnen werden sollen, und eher evangelikal ausgerichtete Missionen rücken das weiterhin in den Vordergrund. Etliche EMS-Mitgliedskirchen in Afrika oder Asien haben damit keine Schwierigkeiten. Auch ich freue ich mich

über jeden und jede, die für sich entdecken, dass ihr Leben in Christus zum Ziel kommt und frage mich manchmal auch ein wenig, warum mit so viel Hartnäckigkeit in bestimmten Kreisen sofort insis-
tiert werden muss, wenn es zum Beispiel um das „ewige Leben“ geht: „Aber wir leben auch im Jetzt“. Als ob das in Frage stünde. Und als ob das ewige Leben nicht auch einen eigenen Gedanken wert wäre.

Tatsächlich ist die Mission aber fast immer in einem erstaunlichen Umfang „ganzheitlich“ gewesen. Sie hat die Menschen mit allen ihren Bedürfnissen ernst genommen. Denn die Missionare waren Seelsorger. Die ehemaligen Basler Missionsgebiete in Ghana - Ihre heutige Partnerkirche „Presbyterian Church in Ghana“ - sind durchwoben von Schulen, Krankenstationen und Krankenhäusern. Nicht nur das, die Annalen sind voller Briefe und Berichte, wie die Missionare dafür sorgten, dass in den Dörfern wirtschaftliches Leben in Gang kommt. Sie experimentierten mit Feldfrüchten, sorgten sich um die Einrichtung von Handelsplätzen, knüpften Kontakte zu Handelsgesellschaften und gründeten schon im 19. Jahrhundert ihre eigenen „gepas“.

Die evangelische Toraja - Kirche in Indonesien feierte im Juli 2013 mit dem ganzen Volk der Toraja die 100-Jahrfeier der Ankunft des ersten Missionars, damals aus Holland. „Die Mission hat uns Bildung gebracht.“ Evangelische, katholisch, muslimische und andersgläubige Toraja führen ihr Wohlergehen heute darauf zurück. „Die Mission hat uns Bildung gebracht“ war eines der häufigsten Zitate bei den Feierlichkeiten auf Sulawesi.

Es wäre eine fürchterliche Amputation der Mission, wenn wir genau das als EMS, Mission 21 oder VEM nicht weiter täten. Da wo christliche Gemeinden entstehen, sorgen Menschen füreinander und für Dritte. Ein gutes Beispiel sind heute Behinderteneinrichtungen. Kaum ein Staat interessiert sich dafür, Behinderte und ihre Familien zu fördern. Es sind in Jordanien z.B. die wenigen Christen, die Schulen, Ausbildungs- und Förderungsmöglichkeiten für Blinde, Taube, Stumme betreiben.

- *Das ist Mission heute: Um der Liebe Christi für alle da zu sein, und darüber das Kirche-Sein nicht ablegen.*

Entwicklung ordnet sich wieder stärker den Kirchen zu.

Die Gründung des Evangelischen Werkes für Diakonie und Entwicklung in Berlin hat grundsätzliche Fragen zur Entwicklungsarbeit aufgeworfen. Ich erinnere mich daran, dass ein Mitglied des Aufsichtsrates des EED bei dessen Gründung im Jahr 2000 offen aussprach: „Wenn mit den 100 Millionen Euro, die der EED vom Staat bekommt, keine kirchliche Arbeit gefördert wird, brauchen wir sie nicht. Wenn vor allem NRO davon profitieren, warum sollten die Kirchen dann die Personal- und Verwaltungskosten dafür aufbringen? Das kann dann die Welthungerhilfe genauso gut.“ Das beschreibt die Problemlage vielleicht etwas vereinfachend aber pointiert. Die Standards, die mit der Vergabe von staatlichen Mitteln verbunden sind – nicht die Inhalte, das deutsche Entwicklungsministerium lässt dem EED ganz freie Hand – führen tatsächlich oft dazu, Kirchen als Empfänger zu umgehen: Sie schreiben nicht so gute entwicklungs-konforme Anträge, sind unzuverlässiger bei der Erbringung von Nachweisen und haben oftmals das schlechter ausgebildete Personal, weil sie geringere Gehälter zahlen.

Schon beim EED hatten die deutschen Kirchen das Heft in die Hand genommen; das neue Werk mit seiner Hälfte „Brot für die Welt – Evangelischer Entwicklungsdienst“ ist nach der Fusion ebenso Eigentum der Kirchen. In der Satzung des neuen Werkes heißt es: „Diakonie und Entwicklungsdienst wurzeln in dem **Glauben**, der die Welt als Gottes Schöpfung bezeugt, in der **Liebe**, mit der Gott uns an jeden Menschen als Nächsten weist, und in der **Hoffnung**, die in der Gewissheit der kommenden Gottesherrschaft handelt. Sie sind getragen von der Überzeugung, dass nach dem biblischen Auftrag die Verkündigung des Evangeliums und der Dienst in der Gesellschaft, **missionarisches Zeugnis** und Wahrnehmung von **Weltverantwortung** im Handeln der Kirche zusammen gehören.“

- *Die kirchliche Entwicklungsarbeit ist wieder enger an die Kirchen und ihre Mission herangerückt.*

b) Mission und Entwicklung hinterfragen sich theologisch

Mission bezieht ihre Legitimität aus der Mission Gottes, der Sendung Christi und des Heiligen Geistes.

Die Mission hat sich, insofern sie sich in der Genfer ökumenischen Bewegung wiederfindet, theologisch besonnen. Sie kann und will nicht aufgeben, dass es einen universalen Heilswillen Gottes gibt, den er in Christus kundgetan hat. Sie hat den Spieß aber umgedreht: Nicht die Kirchen haben eine Mission, sondern die Mission schafft Kirche: „Die Kirche hat in der Geschichte nicht immer existiert, wurde aber ... um der Mission willen ins Leben gerufen“ (Missionserklärung des ÖRK, 2012). Wesentlich ist dabei, dass Theologen wie Karl Barth angesichts der gescheiterten Selbst-Überhöhungen europäischer Theologie und Kultur im 20. Jahrhundert radikal von Gottes Selbstentäußerung her denken und dabei zu den reformatorischen Grunderkenntnissen zurückkehren. Der bevorzugte biblische Text ist dann nicht so sehr Mt. 28, der zu rasch als Tun der Menschen begriffen worden ist und einer *theologia gloriae* („Evangelisierung der Welt in einer Generation“) Vorschub geleistet hat. „Sendung“, „Mission“ ist zunächst, dass Gott seinen Sohn sendet und dieser bis zum Tod am Kreuz gehorsam wird. Menschen, die vom Glauben an den Gekreuzigten ergriffen sind, werden ihrerseits vom Heiligen Geist gesandt (Jo 14,26, Jo 20,22). „Mission“ ist trinitarisches, der Welt zugewandtes Geschehen, das ständig von Gott ausgeht, der will, „dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen (1. Tim 2,4).“

Diese ständige Sendung Gottes glauben wir und stellen uns in ihren Dienst. Es gilt, das Wirken des Heiligen Geistes an jedem Ort und zu jeder Zeit zu entdecken und ihm im eigenen Tun Recht zu geben. Dieses gemeinsame Entdecken, wo und wie wir Gottes Sendung entsprechen, überschreitet Grenzen. Gott wirkt nicht nur in der Pfalz und in Deutschland. Er widerspricht den „Mächten und Gewalten“, die Krieg in Syrien oder Unfrieden in Indonesien schüren. Er geht mit dem Flüchtlingsboot im Mittelmeer zugrunde. Er will das „Leben in Fülle“ auch für das kleine Mädchen, das soeben als Angehörige einer niederen Kaste in Südindien geboren wird.

- *„Mission“ als „Mission Gottes“ heißt also heute, den leidenschaftlichen und leidenden Christus in dieser Welt erkennen und das Handeln danach zu richten.*

„Entwicklung“ ringt um eine theologische Sprache

Entwicklung kann glatt nicht an biblisch-theologische Grundüberzeugungen anknüpfen. Bei näherem Hinsehen ist „Entwicklung“ nicht nur für Kirchen „frag-würdig“ weil der Optimismus, der lange damit verbunden war, verdampft ist, sondern auch weil man christlicherseits sehr kritisch fragen muss, ob die implizite Fortschrittsannahme christlich ist. In der Satzung des neuen Werkes in Berlin ist nicht ohne Grund von „Weltverantwortung“ und „Dienst in der Gesellschaft“ die Rede.

Man kann gut fragen, ob nicht „Ökumenische Diakonie“ gut und biblisch hinterlegt beschrieben hätte, was im Werk und den Strukturen des Kirchlichen Entwicklungsdienstes der Landeskirchen geschieht: Christen und Christinnen lassen sich in Dienst nehmen, vor Ort und in der ökumenischen Zusammenarbeit. Als Zielfelder hat sich die „ökumenische Trias“ sehr bewährt. Wir setzen uns in der Entwicklungsarbeit ein für „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“. Wo wir lange meinten, alle müssten sich „entwickeln“, schränken auch die Kirchen inzwischen ein: „nachhaltig entwickeln“, also nicht auf Kosten kommender Generationen, oder sie beginnen, über „Gutes Leben“ nachzudenken: Um was geht es letztendlich? Wie können wir beschreiben, was der Dienst an Menschen bezwecken soll? „Gutes Leben“ schließt immerhin mit ein, dass Menschen Freunde und Familie haben, arbeiten, beten und feiern.

Die Mission könnte etwas naseweis behaupten, dass sie biblisch-theologisch ausdrücken kann, was für Entwicklung noch in der Mache ist: „Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“ (1. Timotheus 2,4). Die – christlich verstandene – Entwicklung ist eine viel engere Verwandte der Mission als sie das bisher wahrhaben wollte.

- *„Entwicklung“ ringt um eine neue Leitidee und kann dabei aus dem Fundus kirchlicher Erfahrung für Weltverantwortung schöpfen.*

c) Das nach-europäische Jahrhundert: Teilen von Macht und Ressourcen

Die Missionswerke laden die ehemaligen Partner ein, Mitglieder zu werden

Die landeskirchlichen Missionswerke mit Sitz in Deutschland nehmen kein „*churchplanting*“ im Süden mehr vor. Aus den ehemaligen Missionsgebieten sind eigenständige Kirchen geworden. Diese pflegen ihre Geschichte und verhalten sich übrigens meist gar nicht so skeptisch der Mission gegenüber, wie wir uns das überwiegend angewohnt haben. Die Presbyterian Church of Ghana etwa, die älteste protestantische Kirche im Land mit ca. 600.000 Mitgliedern, führt sehr bewusst die Schweizer Flagge in ihrem Wappen: Sie erinnert damit sinnenfälliger an ihren „Basler“ Ursprung. Die Namen der ersten Missionare sind im Gedächtnis; es werden neuzeitlich „*memorials*“ eingerichtet, um an sie zu erinnern.

Zwischenzeitlich hatte man sich angewöhnt, von „Partnern“ zu sprechen, um zu betonen, dass wir gleichberechtigt zusammen arbeiten. Schon längst ist es uns bewusst, dass wir nicht mehr allein eine gebende Kirchen sind. In der Tat fragen uns Koreaner oder Südafrikaner inzwischen, was sie tun können, damit bei uns wieder ein lebendigeres Kirchenleben entsteht. Für sie sind wir Missionsgebiet geworden. Sie beeindruckt eine breit aufgestellte Diakonie und ein großes Entwicklungswerk weit weniger, wenn sie am Sonntag kleinen und aus ihrer Sicht etwas unfrohen Gemeinden begegnen und wenn die Mitarbeiter unserer Werke nicht am Gottesdienstleben teilnehmen.

Einige der Missionswerke, darunter die EMS – wie schon die VEM in Wuppertal vor ihr - sind nun noch einen Schritt weiter gegangen: Sie haben die Partnerkirchen dazu eingeladen, dem Missionswerk als Mitglied beizutreten. „Wir sind auf dem Weg zu einer internationalen, ökumenischen Gemeinschaft von Kirchen und Missionsgesellschaften, in der wir unsere Hoffnung auf das Reich Gottes miteinander teilen“ heißt es in der Theologischen Grundorientierung der „neuen EMS“. „Mission in sechs Erdteilen“ ist gemeinsame Aufgabe – auch die Mission in Deutschland. Die EMS hat seit November 2012 auf diese Weise 28 Mitglieder, nur sechs davon sind deutsche Kirchen. Das wird die Mission verändern – die Geschäftsstelle in Stuttgart hat nun mehr Auftraggeber, und wir werden darauf hin arbeiten, dass alle Mitglieder die „*ownership*“ auch übernehmen. Ein erstes Signal war die Entscheidung des Missionsrates, unseres internationalen Vorstandes, für die Menschen in Syrien da zu sein und dazu mit den dortigen evangelischen Kirchen zusammen zu arbeiten. Dass das ein Mittragen der Verpflichtungen – auch der finanziellen – bedeutet, ist den neuen Mitgliedern bewusst. Die Evangelische Kirche der Pfalz hat mir ihrer Sonderkollekte den Grundstock dafür mit gelegt, dass wir dieses wichtige Vorhaben angehen können – dafür sehr herzlich danke!

Die Entwicklungswerke bemühen sich um Partnerschaft auf Augenhöhe und profilieren sich in der Advocacyarbeit.

Eine solche internationale Eigentümerversammlung konnte sich das EWDE nun noch nicht vorstellen. Aber auch hier will man den alten Machtstrukturen entkommen. Die internationale Zusammenarbeit ist vom Gedanken der „Partnerschaft auf Augenhöhe“ geleitet. Anders als in der staatlichen Arbeit lässt sich Brot für die Welt vom Antragsprinzip leiten: Die Partner bekommen keine Vorgaben, wofür sie die Mittel beantragen, solange sie das „entwicklungsorientiert“ tun. Freilich sind beim Einsatz

staatlicher Mittel „Zwecke der Mission“ ausgeschlossen; inwieweit das die viel geringeren Spenden- und Kirchensteuermittel mit beeinflussen wird, muss sich zeigen.

Nach und nach haben sich die Hilfswerke auch dem Anliegen der Partner geöffnet, für „Gerechtigkeit“ einzustehen. Noch immer werden Wirtschafts- und Handelsbeziehungen mehr von europäischen als von afrikanischen oder südostasiatischen Interessen geleitet, auch wenn wir alle wissen, dass sich die Dinge rasch ändern - die Bedeutung Europas sinkt. Aber natürlich gibt es Fälle, wo europäische Investoren Arbeitsrechte missachten, Umweltschäden verursachen oder Handelsverträge durchdrücken. Die großen UN-Konferenzen sind auch immer davon geprägt, wer welche Programme auch finanziert. Bei einer vorausschauenden Klimapolitik ist nicht von der Hand zu weisen, dass die USA, Japan und Europa als bisherige Hauptverursacher in Vorleistung gehen müssten. Hier erwarten die Partner, dass kirchliche Hilfswerke sich mit ihnen zusammen politisch einsetzen. Sowohl der EED in Bonn als auch Brot für die Welt Stuttgart haben in der Advocacyarbeit ständig zugelegt und im neuen Werk in Berlin alle diese Programme übernommen.

3. Herausforderungen für eine Landeskirche

1. Beten Sie für die weltweite Christenheit – tun Sie das gezielt und ständig. Die deutschen Kirchen stehen immer wieder in der Gefahr, sich selbst zu genügen. Seit den Zeiten des Apostels Paulus aber sind die christlichen Gemeinden nur dann Christi Gemeinde, wenn sie über sich hinaus weisen und Verantwortung wahrnehmen. Grundlegend dafür ist das geistliche Verständnis, dass Christen weltweit eine Gemeinschaft des Glaubens und Betens bilden und sich überall zum Wohl ihrer Gemeinschaften und Gesellschaften einsetzen-
2. Tragen Sie dazu bei, dass bei den Kirchenmitgliedern ein ehrliches, differenziertes, kritisches und einladendes Bild von Mission und Entwicklung entsteht und dass beides als Auftrag an einzelne, Gemeinden, Gruppen und die Gesamtkirche bejaht wird. Es ist erhellend, um wie viel positiver die ehemaligen Missionskirche mitunter ihre Geschichte sehen. Es ist wichtig, die Verletzungen und Kränkungen, die Missions- und Kolonialgeschichte hinterlassen haben, miteinander anzugehen. Es ist vor allem theologisch notwendig, Kirche immer als Weltkirche zu begreifen.
3. Fördern Sie das Engagement für Mission und Entwicklung: Befragen Sie Ihre Werke danach, wo sie Impulse setzen, wo sie Ihre Gemeinden und Gruppen unterstützen und begleiten. Die Kirche hat eher und ausdrücklicher als die meisten anderen gesellschaftlichen Größen global gedacht und gehandelt. Kirche ist für die globalen Fragen (Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung, Religion und Gesellschaft, Fundamentalismus und Demokratie, Religions- und Meinungsfreiheit ...) gut vorbereitet und hat in ihren jeweiligen Gesellschaften kräftig mit zu reden. Das kann sie aber nur tun, wenn Menschen in den Gemeinden engagiert sind, über eigene Erfahrungen verfügen und sich ein Urteil gebildet haben.
4. Begegnungsreisen – in beide Richtungen - sind ein überaus wichtiges Element, um stimmig und zugewandt zusammen arbeiten zu können. Solche Reisen brauchen Vorbereitung und Unterstützung. Sie sind „Arbeit im Weinberg des Herrn“ und gehören zur Professionalität ökumenischen Zusammenwirkens: Sie verhindern, dass wir wichtige Signale übersehen und machen die Reisenden zu Lernenden: Glaube darf nie provinziell werden, das wissen wir seit Paulus, sondern muss im lebendigen Austausch mit der weltweiten Kirche stehen. Begegnungsreisen ermöglichen z.B. JournalistInnen oder potentiellen Förderern Einblicke in das Leben unserer Partner – oder diesen bei uns -, die sie oft staunen machen und Klischees überwinden.

5. Halten Sie sich offen für den Ruf nach neuen Ufern: Mission und Entwicklung leben davon, dass sie sich auf neue Aufgabenstellungen einlassen. Gestatten Sie der Mission und der Entwicklung einen „Überschuss“. Mission und Entwicklung sind dynamische Bewegungen, die ständig mit neuen Gegebenheiten zurechtkommen müssen. Sie tragen Fragestellungen und Debatten, Verunsicherungen und Erfolge zurück in die eigene kirchliche Arbeit.
6. Stärken Sie die internationale und ökumenische Kompetenz der jungen Generation (Kindergarten, Schulen, junge Erwachsene ...), denn Mission und Entwicklung drohen sonst, mit bestimmten Milieus identifiziert zu werden und zur Beute der „Fachleute“ zu werden. Junge Menschen geben ehrliche Auskunft, was in der Welt von heute trägt und welche Formen der Arbeit interessant und bewerbbar sind. Sie müssen merken, dass sie mit ihrem ganzen Sachverstand und ihrem Einsatz gefragt sind, wenn es um das Weitertragen missionarischer und entwicklungsbezogener Initiativen geht.

Jürgen Reichel

Pfarrer Jürgen Reichel ist seit 1.1.2013 Generalsekretär der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS). Er ist u.a. Mitglied der EKD-Kammer für Nachhaltige Entwicklung. Bis 2012 war er der Leiter der Abteilung „Entwicklungspolitischer Dialog“ beim Evangelischen Entwicklungsdienst (EED) in Bonn und dort u.a. stellvertretender Vorsitzender des Verbands Entwicklungspolitischer Nichtregierungsorganisationen (VENRO) und Mitglied des Internationalen Rates des Weltsozialforums und hat an zahlreichen UN-Konferenzen teilgenommen.